

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 83 (1989)
Heft: 5

Artikel: Die EG-Frage auch eine Wertfrage : Zur Moral des schrankenlosen Konsums
Autor: Bennholdt-Thomsen, Veronika
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143470>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die EG-Frage auch eine Wertfrage: Zur Moral des schrankenlosen Konsums

1. Der EG-Traum und ein feministischer Traum

Ich möchte zwei Visionen, wie wir uns eine schöne Zukunft oder ein gutes Leben vorstellen könnten, gegeneinanderstellen. Die eine will ich den «EG-Traum» nennen, die andere ist von ihrer Autorin, *Maria Mies*, als «öko-feministische Perspektive» bezeichnet worden.

Mit «EG-Traum» meine ich nicht die konkreten Planungen, Hoffnungen und Versprechungen, die hinsichtlich der Schaffung des EG-Binnenmarktes 1992 geäußert werden, sondern die Vorstellungen, die allgemein, der modernen Kultur der *Wachstumsökonomie* entstammend, dahinterstehen.

Der EG-Traum nährt sich aus dem Wunsch der modernen Menschen, zwischen allen Gütern dieser Erde frei wählen zu können. Im Rahmen des EG-Marktes sollen die Verbraucher überall Produkte aus allen Ecken Europas kaufen können, und zwar billig, weil Zölle und ähnliche Beschränkungen entfallen und weil die Suche der Einkäufer nach dem günstigsten Angebot sich auf ein viel grösseres Gebiet bezieht. Siegen wird der günstigste Anbieter: Das ist scheinbar doch nur gerecht. Es ist der Traum von einer *fairen Welt*, vom schrankenlosen Konsum, der die Beschränkungen von Ort und Zeit überwindet. Es ist deshalb auch der Traum von der *Machbarkeit*: Alles kann schnell überall hintransportiert und in beliebiger Menge produziert werden. Die Menschen können ohne Grenzen reisen, wohin sie wollen. Und es ist der Traum von der *perfekten Demokratie*: Nicht nur die Reichen und Privilegierten sollen alles haben, sondern alle, jeder Mann und jede Frau. Allen immer alles. Ist das das Paradies oder Grössenwahn?

Letzteres, sagt Maria Mies. Dieser technologische, Raum und Zeit besiegende

Machbarkeitswahn hat uns schon genug Zerstörung eingebracht. Schliesslich – von nichts kommt nichts. Die vielen, meist unnützen Dinge entstehen durch Ausplünderung der Natur, sodass, wie Galtung sagt, am Schluss nichts anderes übrig bleiben wird als ein Loch im Boden. Das dann mit dem verseuchten Abfall wieder gefüllt werden muss, wäre hinzuzufügen. Dieses vorgebliche Paradies ist in Wirklichkeit eine *riesige Müllhalde*.

Wenn wir nicht darin verkommen wollen, müssen wir uns umstellen. Wir müssen uns von der Sucht nach dem Mehr und Immer-Mehr befreien. Der erste Schritt besteht für Maria Mies deshalb in der «*Befreiung vom Konsum*»¹. Ihre Vision ist die einer Welt ohne Ausplünderung der Natur, deren Voraussetzung die regionale Beschränkung ist. Sie nennt dies «sich selbst erhaltende ökologische Kreisläufe», in denen die Menschen von den Produkten ihrer eigenen geographischen Landschaft leben, sie schützen und reproduzieren. Genauso gehört zu dieser Vision, dass die Welt *frei* ist von *Ausbeutung*. Denn all die Dinge, die im EG-Traum auftauchen, kommen schliesslich irgendwoher: Sie sind anderen weggenommen worden. Maria Mies setzt dem Bild der unumschränkten Machbarkeit ein anderes entgegen: Diese Welt ist endlich, und es geht darum, uns in dieser Endlichkeit einzurichten, anstatt uns zu benehmen wie kleine Kinder, die alles haben wollen. Es ist ein Trugschluss, wenn wir meinen, wir könnten den Kuchen essen und ihn zugleich behalten, bis uns das nächste Gelüst überkommt.

Schliesslich entwirft Maria Mies eine andere Vorstellung von Freiheit. An die Stelle der freien Wahl aus dem grenzenlosen Angebot setzt sie die selbstbewusste, mit sich selbst identische – anstatt sich ständig durch anderes realisierende – Person. Befriedigung und Glück beziehen die Men-

schen in dieser Vision aus dem Zusammenhang: «Ich arbeite, um zu leben». Sie realisieren sich selbst durch ihre eigenen Werke, anstatt davon zu träumen, gefüttert zu werden wie die Tiere im Zoo.

Diejenigen, die sich jetzt fragen, was daran spezifisch feministisch sei, möchte ich, neben der Antwort, dass zu dieser Vision die Überwindung der Geschlechterhierarchie gehört, auf den Zusammenhang verweisen, den es zwischen der «Entkolonisierung» der uns umgebenden Natur von der zerstörerischen Herrschaft über sie und der «Entkolonisierung» der Frauen durch Befreiung von der Männerherrschaft gibt.

2. Der Generalstabsplan der internationalen industriellen Zerstörung und Schuld knechtschaft

Schrankenloser Konsum, im wörtlichen Sinne, durch Fallen der Grenzschränken, wenn nicht weltweit, so doch Kontinentweit, versus regionale Beschränkung auf die Kräfte einer gegebenen Landschaft und ihrer Menschen, das sind wahrhaft entgegengesetzte Visionen. Ich will erklären, warum mir die ökofeministische Perspektive oder, wie wir auch sagen, die *Subsistenzperspektive* als die einzig lebbare erscheint.

Viele anerkennen das Plädoyer für Beschränkung im Sinne eines moralischen Appells zwar als angemessen, aber nicht als ökonomisch notwendig. Dem möchte ich entgegentreten: Die Beschränkung ist nicht nur abstrakte Moral, sondern *materielle Lebensnotwendigkeit*. Um das zu erkennen, brauchen wir nur einen Blick in die Geschichte zu werfen, und zwar in eine Geschichte, die viele von uns noch selbst miterlebt haben. Denn die forcierte Politik der Internationalisierung der Märkte, Voraussetzung des schrankenlosen Konsums durch Anschluss aller Regionen an den Weltmarkt, hat tatsächlich erst nach dem Zweiten Weltkrieg eingesetzt.

Die Wurzeln dieser Politik freilich reichen weiter zurück, wenn man so will, bis ins 15. Jahrhundert und kulturell noch viel weiter; aber die massiven, planvollen und *international koordinierten Aktionen* setzen nach 1945 ein. Zu diesem Zeitpunkt wird die Weltbank gegründet, die unter der

Führung der USA die Neuorganisation der Nachkriegs-Weltökonomie in Angriff nimmt. Dann wird als Schwesterorganisation der IWF geschaffen. 1960 wird im Rahmen der Entwicklungsdekaden der koordinierte Angriff der hochindustrialisierten Länder des Westens auf die Länder und Ökonomien der sog. Dritten Welt gestartet. Das Muster gab der Marshall-Plan für den Wiederaufbau Europas ab. Es verläuft sogar eine gerade Linie von der Begründung dieses Plans bis zur Verschuldung der Dritten Welt heute. Damals wurde festgestellt, dass die USA einen hohen Bedarf an Finanzexport hätten, der günstigerweise als «Finanzhilfe der USA erscheinen» könnte. Und weiter hiess es: «Zu Hause würden wir statt dessen vergeblich nach Möglichkeiten suchen, die sich auf 5 bis 10 Mrd. Dollar belaufenden Finanzersparnisse zu investieren, denn unter normalen Umständen ist ein Bedarf dafür nicht abzusehen.»²

Ich will, weil ich mich da besser auskenne und mir dieser Bereich ein besonderes Anliegen ist, von den Auswirkungen dieser, wie gesagt, planvollen und nicht etwa naturwüchsig ökonomischen Entwicklung auf die *Bauern in der BRD* berichten. Sie haben, mit geliehenem Geld, die Industrialisierung der Landwirtschaft vollzogen: Mechanisierung, Chemisierung – Pharmakologisierung, müsste man heute noch hinzufügen. Das Ergebnis war eine ständig steigende Produktion; hinzu kamen gleichzeitig Absatzschwierigkeiten, Überproduktion, neue Verschuldung, um stärker rationalisieren und noch mehr produzieren zu können, bis hin zur gegenwärtigen Situation, dass immer mehr Bauernbetriebe aufgegeben werden müssen. Es ist ein Prozess von «Wachsen oder Weichen». Höfe, auf denen Generationen von Grossfamilien, einschliesslich Knechten und Mägden, ihr Auskommen gefunden haben, können heute noch nicht einmal der geschrumpften Kleinfamilie mehr den Lebensunterhalt gewährleisten. Resultat ist eine erbärmlich zugerichtete Landschaft, sind verseuchter Boden, vergiftete Gewässer und Luft sowie Nahrungsmittel, die eher krank als kräftig machen.

Können die individuell empfundenen Auswirkungen bei uns in Europa durch immer neue Investitionen und Zuschüsse noch aufgefangen werden – was dazu führt,

dass man hier immer noch nicht weiss, dass man das Geld nicht essen, säen, atmen und trinken kann –, ist der Effekt in den Ländern der *Dritten Welt* direkt, und zwar direkt fatal. Hier wurde dieselbe Politik wie bei uns betrieben. Die Bauern weg von der Subsistenzproduktion hin zur *Marktproduktion* zu bringen, war erklärtes Ziel der Weltbank. Ab 1973 wurde es auch als Programm für die Kleinbauern propagiert, und zwar zur Linderung der absoluten Armut.

Im Gegensatz zu manchen Behauptungen erreichten die Kredite die kleinen Bauern sehr wohl, sie kauften davon, wie gefordert, agroindustrielle Technologie, durch die auch die erwartete Produktivitätssteigerung erzielt und das Quantum des vermarkteten Produktes erheblich vergrössert wurde. Nur, den Bauern ging es dadurch nicht besser, sondern schlechter. Mangel- und Unterernährung ihrer Kinder nahmen zu, und auch der mittelbare Prosperitätseffekt für die bäuerlichen Gegenden stellte sich nicht ein, sehr wohl aber der durch die agroindustrielle Technologie verursachte ökologische Zerstörungseffekt.

Zwar zirkuliert jetzt wesentlich mehr Geld in den ländlichen Gegenden, und es geht auch viel mehr Geld durch die Hände der Bauern, aber sie haben nicht besser, vor allem nicht nahrhafter zu essen als früher, auch nicht bessere Wohnung oder Kleidung, und sie sind auch nicht bei besserer Gesundheit. Der Grund liegt darin, dass die *landwirtschaftliche Subsistenzproduktion* zerstört worden ist. Sie bauen wenig oder überhaupt nichts mehr für den eigenen Konsum an, sondern meist monokulturelle Verkaufsprodukte, die sich nicht für den eigenen Verbrauch eignen und sowieso verkauft werden müssen, um die Kredite und die technologischen «inputs» abzahlen zu können. Die Produkte taugen oft genug auch nicht für den lokalen Markt oder müssen der Devisen wegen exportiert werden. Die Preise sind daher weltmarktabhängig und häufig so niedrig, dass den Bauern selbst bei guter Ernte immer noch Schulden bleiben. Genau dieser Prozess ist, auf der Grundlage der in der Kolonialzeit geschaffenen Strukturen, die Ursache für die Hungersnöte und die Dürre in Afrika, Indien und in anderen Regionen der Dritten Welt.

3. Geld oder Leben

Warum gibt es trotz der vielen, klar einsehbaren negativen Ergebnisse nicht mehr Widerstand gegen die Politik des schrankenlosen Konsums? Eine Antwort mag lauten, dass dies an der Macht der Konzerne und der mit ihnen zusammenarbeitenden Politiker läge, dass das Volk dagegen ohnmächtig sei: «Wir», die armen Opfer.

Sicherlich gibt es Zwänge, ich habe sie selbst für Bauern und Frauen analysiert, und ganz gewiss ist die heutige Zähmung Folge von erlittener Gewalt, zumal in der Kolonisation; dennoch haben die *Bauern* in der BRD und in den anderen Ländern auch *freiwillig mitgemacht*. Denn sie haben sich davon das grosse Geld erhofft, dass sie etwas Besseres würden. Und auch die *Frauen* machen mit. Bei einer breiten Strömung in der Frauenbewegung herrscht die Meinung vor, dass eigenes und selbstverständlich reichliches Geld die notwendige Voraussetzung für die Unabhängigkeit vom Mann sei. Die Energie wird in die Gleichstellungs- und Quotierungspolitik gesteckt, was heisst: gleiches Geld wie die Männer in Fortsetzung desselben ökonomischen Systems. Auch Verbraucher und Verbraucherinnen hoffen auf eine breite Palette billiger Produkte beim EG-Binnenmarkt und lassen alles ohne lauterer Murren auf sich zukommen. Es gibt keinen nennenswerten Widerstand, denn jeder und jede Einzelne möchten ein Stück von der Beute. Das Beutemachen auf Kosten der Natur, anderer Menschen und häufig genug in selbstzerstörerischer Weise auf Kosten der eigenen Integrität ist akzeptiertes Element, wenn nicht Grundlage der modernen Kultur.

Ich habe diese Haltung *verallgemeinerte Akkumulationsmoral* genannt, um klarzumachen, dass nicht nur das Kapital, das System, die Politik an den Verhältnissen schuld sind, sondern dass es da einen breiten Konsens gibt. An Geld glauben gerade auch jene, die es nicht haben, die es auch in Zukunft nicht bekommen werden und die das bisschen Mehr, das sie vielleicht ergattern können, mit erhöhtem Stress werden bezahlen müssen. Dennoch phantasieren sie bei Geld immer das «Vielegeld» für alle oder zumindest für sich selbst zusammen. Wird der Blick einmal in eine andere Rich-

tung gelenkt, dann gilt dies als rückwärtsgerichtet und wird entsprechend Finsteres angedroht: Müh und Plag, Darben und Frieren. Im Gegensatz zu aller Erfahrung wird auf die Zukunft der verallgemeinerten Geldökonomie gehofft, die eine gerechte und glückliche Welt zu verheissen scheint, frei von der für die Vergangenheit skizzierten Katastrophensituation. Man glaubt ans Geld, dass es schon fast religiös ist, und zwar ans zukünftige Geld, weil man an die Wachstumsökonomie glaubt, derzufolge nicht die Pflanzen und Tiere wachsen, sondern das Geld.

Peter Bichsel, Euer Schweizer Autor hat unter dem Titel «...Thesen zum Prinzip Hoffnung» dazu folgendes gesagt: «Erst nach und nach haben die ehemals Herrschenden gelernt, dass ihnen die Demokratie besser dient, als der Feudalismus. ... Es war ihnen vorher nicht vorstellbar, dass die Armut gleich denkt wie der Reichtum.» Und ein paar Sätze weiter sagt er, was der Grund ist: «Kein Schweizer denkt an Demokratie (und was ist mit den Schweizerinnen? – V.B.-Th.), wenn er an die Schweiz denkt; er denkt nur an Prosperität.»³ Auch ich hatte dieses Bild von der Schweiz. Schliesslich wissen wir alle, dass auf den Schweizer Banken viel Geld liegt, dass kein Krieg Verwüstungen angerichtet hat, wie bei uns, und dass die Schweizer Demokratie, das heisst die Partizipation des Volkes, uralt ist. Und dann kam ich vor zwei Jahren zum ersten Mal nach Zürich. Obwohl ich viel über Geld und seine Wirkung und Attribute nachgedacht habe, hatte ich den Berichten der Wirtschaftsjournalen mehr geglaubt als meinem Wissen und war dann, ehrlich gesagt, geschockt.

Mein überwältigender Eindruck war: *Zürich*, die Innenstadt, gleicht einem grossen Puff. Ein Bordell, eine Bar neben der anderen, die mit grossformatigen Fotos vor allem farbige Frauen feilbieten, dazwischen alle möglichen Geschäfte und Lokale. Die Menschen auf der Strasse keineswegs so wohlgekleidet, wie ich erwartet hatte; abgearbeitete, von Lohnarbeit gestresste Gesichter, schweizerische wohlgemerkt. Sehr viele «informelle Sektor-Aktivitäten», würde man in der Dritten Welt sagen, also Verkauf auf der Strasse von kleinen Artikeln eigener Herstellung oder Weiterverkauf,

Schnellimbisse überall und nicht solide Schweizer Küche. Und schliesslich sah ich mehrere Antiquitätenläden mit *Ethnographika*, wo vor allem alter Schmuck aus Gegenden der Dritten Welt angeboten wurde, dem ich ansah, dass da die Not der Frauen, die Flüchtlingsmisere durch die vielen Kriege, der Hunger durch die Umweltkatastrophen dahinterstanden. Die Dritte Welt als Jagdrevier und die Frauen als Beute.

«Was für eine armselige, sterile, rassistische und sexistische Prosperität», habe ich gedacht. Sicher ist das nicht die Prosperität, an die die Schweizer denken und von der Bichsel spricht. Aber ich bin ebenso sicher, dass das, woran sie denken, nicht von dem zu trennen ist, was ich gesehen habe. Denn überall auf der Welt werden die Frauen durch die Geldökonomie im Zuge der Internationalisierung des Marktes entwertet. Die weissen Frauen stehen dabei nicht in der ersten Linie, aber verschont werden sie auch nicht.

Woran liegt das, dass die Mehrheit der Menschen in Europa (und nicht nur hier) immer noch auf die glückliche Zukunft durch die Wachstumsökonomie hofft, was nur möglich ist, wenn diese Mehrheit sich gleichzeitig blind macht gegenüber der Zerstörung der sie umgebenden äusseren, wie der inneren menschlichen Natur? Es ist der Glaube ans Geld, der sie blind macht, Geld ist mehr wert als alles andere. Geld oder Leben! Sie geben das Leben, um das Geld zu bekommen.

4. Die moderne Gesellschaft ist pervers

Das Problem freilich ist nicht das Geld an sich, sondern das, was dahinter steht, nämlich das *Wertesystem* der modernen Gesellschaft. Es ist davon geprägt, dass Totes, – Sachen, Dinge, Gegenstände, Maschinen – hochgeschätzt, dem Lebendigen hingegen Geringschätzung entgegengebracht wird. Ausdruck, aber zugleich auch Grund für Wertschätzung ist das *Geld*. So sind die Menschen, die mit Sachen, Maschinen und Kapital umgehen, besonders angesehen und werden mit Geld honoriert, wohingegen die Arbeit mit Menschen, das Gebären und Aufziehen von Kindern, das Versorgen mit Lebensmitteln nichts wert sind und gar kein oder nur wenig Geld einbringen. Diese Ge-

ringschätzung trifft nicht nur Frauen, sondern all jene, die direkt für das Überleben arbeiten. Das ist der Grund, weshalb gesagt wird, die Bauern seien dumm, und weshalb die Mehrheit der farbigen Bevölkerung dieser Welt als rückständige Naturvölker betrachtet werden. Aber in der Masse, in der aus den Bauern Landwirte werden, die mit angesehenen Maschinen produzieren und mit wertvollen chemischen Giften, von ihrer Ernte nicht mehr selbst essen, sondern sie verkaufen, und in der Masse, in der die Naturvölker sich entwickeln und in den Entwicklungsländern Industrieanlagen gebaut werden und die Menschen das Land verlassen und in grossen Städten wohnen – in der Masse bleiben weltweit die Frauen übrig, die mit dem verachteten Geschäft der Sorge für das unmittelbare Überleben befasst sind.

Das *Streben nach Achtung* ist der wesentliche Grund, warum Menschen weltweit den Modernisierungsweg mitgehen, ohne stärkeren Widerstand entgegenzusetzen. Ironischerweise ist es die Achtung derjenigen da oben, der Privilegierten und Herrschenden, die sie erringen wollen. Mit den Frauen ist es nicht anders. Sie wollen die Gleichstellung um der Achtung willen.

Die Geringschätzung genau der wichtigsten, lebenspendenden, nährenden Arbeiten dieser Gesellschaft nenne ich die *Perversion der modernen Ethik und Moral*.

Bis hierhin, so meine Erfahrung aus *Diskussionen*, folgen mir die meisten: «Ja, das stimmt, wir brauchen andere Werte, wir brauchen eine andere Moral.» Wenn ich aber darstelle, dass die Konsequenz nicht im Kopf oder einem versteckten Winkel des Herzens, sondern in der alltäglichen Tat liegt, dann ist es meist aus mit der Einmütigkeit. Die Tat nämlich bestünde darin, dass wir anstelle der Geldorientierung unmittelbar eine Subsistenzorientierung praktizierten, dass wir unsere Kräfte auf jene Richtung konzentrierten, die ich als die Vision einer ökofeministischen Gesellschaft beschrieben habe. Damit meine ich nicht das Warten auf die Veränderung der Politik von oben, sondern die alltägliche Politik – Lebenspolitik sozusagen – von jedem und jeder von uns.

«Das ist unrealistisch», wird mir dann gesagt. Heutzutage stünden wir alle unent-

rinnbar unter den Zwängen der Geldwirtschaft. Gerade Frauen brauchten Geld, oder wollte ich sie wieder zurück an Heim und Herd in die unbezahlte Arbeit jagen? Denn heute könne niemand mehr ohne Geld überleben.

«Das habe ich auch nicht behauptet», pflege ich dann zu antworten, «sondern ich meine, wir sollten uns überlegen, wieviel Geld notwendig, wieviel überflüssig und wieviel sogar schädlich ist.»

«Sollen schon wieder wir verzichten, wir, die wir sowieso nichts haben?» tönt es zurück.

«Ja, wenn Ihr nichts habt, dann gibt's auch nichts, worauf Ihr verzichten könntet», sage ich darauf meist.

Und dann kommt: «So kann nur eine reden, die genug Geld hat. Du bist sowieso eine privilegierte Intellektuelle, typisch, dass Du solch romantisches Zeug glaubst. Wer richtig malocht, kommt nicht auf so irrationale Ideen, die muss sich alltäglich zu sehr für das Geld schinden.»

Oder es wird gesagt: «Deine Idee ist gut, aber für die Dritte Welt, dort mag sie noch verwirklicht sein. Aber wir hier sind schon viel zu weit fortgeschritten in der Industrialisierung, man kann das Rad nicht zurückdrehen. Schliesslich wollen wir nicht zurück in die Steinzeit.» Und dann wird die Vergangenheit so finster gemalt, dass die Apokalypse der Gegenwart geradezu paradiesisch erscheint.

Und dann werde ich meist massiv!

5. Zerstörung der Natur, Entwertung der Frau

Die Geldökonomie und die Verachtung, ja Entwertung der Frau gehören untrennbar zusammen, und dieser Zusammenhang war und ist für die Frauen oft tödlich genug: Der *Frauenmord*, mit der Hexenverfolgung der Neuzeit am Beginn der Moderne, und der *Tod der Natur* an deren Ende gehören zusammen.

Ich werde in Auseinandersetzung mit *Simone de Beauvoir* den Weg nachzeichnen, durch den die Subsistenzproduktion zur verachteten, unsichtbaren Frauensache und die Produktion von Waffen, Autos, Pestiziden usw. zur eigentlichen Ökonomie wird. Ich möchte den Zwangsmechanismus auf-

dröseln, der im Kopf und im Herzen, zumal auch von Frauen, funktioniert und der sie daran hindert, andere Werte in die Tat umsetzen zu wollen, ein Verhalten, das letztlich selbstmörderisch ist.

Die Zusammenschau der «Natur der Frau» und der uns umgebenden Natur empört Frauen meist zutiefst. Darin wird reaktionärer, Frauen unterdrückender *Biologismus* gewittert. Es ist die Befürchtung, zwanghaft an die weibliche Biologie, an die Gebärfähigkeit gebunden zu werden – eine Haltung, die dahinterzustehen scheint, wenn die moderne, Frauen so benachteiligende Arbeitsteilung mit dem Hinweis auf die Bestimmung der Frau aufgrund ihrer Natur legitimiert wird. Wieder ist es das Geld, das sie aufgrund ihrer Natur nicht bekommen, was ihnen die «Natur der Frau» so nachhaltig verleidet, dass es Frauen schwerfällt, anderen, nicht auf das Geld gerichteten Gedanken zu folgen.

Der Biologismus besteht in Wirklichkeit nämlich nicht in der Anbindung, sondern gerade in der *Abtrennung der weiblichen Natur von der Frau*. Das geschieht dadurch, dass die Gebärfähigkeit, das Gebären, das Nähren und das Sich-Kümmern um die Kinder nicht als menschlich, sondern als animalisch, als Instinkt angesehen werden. Und da die Frau eben nicht von ihrer Biologie getrennt werden kann, wird sie gleich mit entmenslicht, entwertet.

«Aber das ist doch nicht wahr», mögen manche von Ihnen denken, «die Sorge für die Kinder, ‚Liebe‘, ‚Güte‘ und ‚Zärtlichkeit‘ sind doch hochgeschätzte Werte in unserer Kultur.» Darin genau liegt die Crux: Es sind sogenannte «höhere Werte». Sie gelten nicht als etwas Handfestes, Materielles, sondern als Ideale. Sie werden glorifiziert und damit entökonomisiert. Sie sind Frauensache, sogenannte weiche Werte, klein, kindisch, Tändelei. Die echten, harten, ökonomischen Werte hingegen sind Männersache, gut, stark, bedeutsam.

Nicht nur Männer, auch Frauen denken so. Simone de Beauvoir ist ein Beispiel dafür. Sie schreibt: «Antifeministen... sind gern bereit, in der Frau schwärmerisch das Andere zu preisen, um auf diese Weise ihr Anderssein als absolut und unverrückbar hinzustellen und ihr den Zugang zum menschlichen Mitsein zu verwehren.»⁴

Beauvoirs eigene Haltung aber ist nicht minder biologistisch, mit dem leichten Unterschied, dass sie das absolute biologische Anderssein, nämlich Nicht-Mensch-Sein der Frau nicht ewig fortgeschrieben sehen will. Die Technik bzw. die Entwicklung der Produktivkräfte soll die Defekte der weiblichen Biologie kompensieren. Frausein aber, anstatt als Anderssein, als Eigentlich-Sein zu begreifen, in Identität mit der eigenen Natur also, ist ihr unmöglich. Und so sagt sie dasselbe wie die «Antifeministen»: «...weil die Frau nicht an der Arbeits- und Denkweise des Mannes teilnahm, weil sie in dumpfer Abhängigkeit von den Mysterien des Lebens verharrte, hat sie der Mann nicht als seinesgleichen erkannt»; deshalb sei sie «vom menschlichen Mitsein ausgeschlossen»⁵.

In dem Satz «dumpfe Abhängigkeit von den Mysterien des Lebens» ist die *moderne Frauenverachtung* gebündelt enthalten: die Entwertung der Frau, das Glorifizieren und die Entökonomisierung der weiblichen Tätigkeiten. Die Gebärfähigkeit ist nicht einfach das, was sie ist, sondern sie wird in nebulöse Sphären entrückt, als Mysterium, gleichzeitig ist sie aber etwas niedrig-animalisches, nicht-menschliches, denn sie zwingt die Frau in «dumpfe Abhängigkeit».

Simone de Beauvoir folgt da ganz dem modernen *naturwissenschaftlichen Denken*, für das nur die Fähigkeit, künstlich etwas zu produzieren, entlang der im Experiment ermittelten und gemessenen Gesetze, rational ist. Eine einfache, positive Wertschätzung des Lebens, des von Natur aus Lebendigen, kann es für sie nicht geben. Dieses ist in ihren Augen magisch, hat etwas Irrationales, ist an Glaube und Religiosität gebunden. So wird aus dem Leben, weil es der Naturwissenschaft ein Geheimnis ist, ein Mysterium. Es wird hochgejubelt, entökonomisiert und entwertet: «...sie (die Frau) ist nicht schöpferisch; auf keinem Gebiet ist sie es; sie unterhält das Leben des Stammes, indem sie ihn mit Kindern und Brot versorgt, aber das ist auch alles.»⁶ Hier lesen wir es: Die Überlebensproduktion ist keine Tat. Sie ist keine ökonomische Handlung, sie ist nichts wert.

«Sie (die Frau) bleibt der Immanenz verhaftet... während der Mann unaufhörlich neue Funktionen übernimmt,... Krieg, Jagd,

Fischfang repräsentieren die Ausdehnung der Existenz, ihr Überschreiten in der Richtung auf die Welt; der Mann allein verkörpert die Transzendenz.»⁷ Wie richtig: Krieg, Jagd, Handwerkszeug, Waffen, Tod, Transzendenz! – und wie pervers, denn dies sind für Beauvoir die positiven Werte. Sie bejaht nicht das Leben, sondern den Tod.

Beauvoirs Theorie ist auf einer Prämisse, einer zugrundeliegenden Wertung aufgebaut: Geburt und natürliches Leben sind animalisch; menschlich hingegen ist das Geistige, das heisst die planvolle Koordination von (männlichem) Kopf und Handarbeit. Konsequent unterscheidet sie auch zwischen der primitiven Gesellschaft und der mit der Technik der Metallverarbeitung ausgestatteten Gesellschaft, indem sie konstatiert: «Der Geist hat über das Leben gesiegt (sic! V.B.-Th.), Transzendenz über Immanenz, Technik über Magie, Vernunft über Aberglauben.»⁸

«Schöpfung» geschieht für Beauvoir nicht in Anpassung an Natur und im Austausch mit Natur, sondern indem diese beherrscht wird, nicht als Produktion mittels Erfahrungswissen, sondern mittels «exakter technischer Verfahren». Der Handwerker besiege die willenlose Natur, dadurch bejahe er sich als «überlegener Wille»; «wenn er die Schläge auf dem Amboss rascher führt, beschleunigt er die Vollendung des Werkzeugs; nichts hingegen kann das Reifen der Ähren befördern». Ackerbau ist nämlich Frauensache. Der «Erfolg» des Handwerkers «hängt nicht von der Gunst der Götter ab, sondern von ihm selbst»⁹. Das heisst: Natur, Bodenbeschaffenheit und Wetter etwa sind entrückt in religiöse Sphären. Das Wissen darum und der Umgang damit ist nicht etwa produktive Praxis, sondern mystisch.

Die Verdrehung der Tatsachen, diese Konstellation der Werte führt vom Herrschaftsanspruch zur tatsächlichen *Herrschaft der Ökonomie*, des künstlich Produzierten: Die Werte der Transzendenz vergegenständlichen sich, «der Geist hat über das Leben gesiegt». Es ist der Geist der Maschine, der Technik, die immer weniger Produktivkraft und immer mehr Destruktivkraft ist. Es ist der Geist der Wertschätzung des Sachlichen, der Dinge, der Waren und

der Geringschätzung des von Natur aus Lebendigen.

Die Werte haben sich endgültig verkehrt. Das Künstliche ist die eigentliche Ökonomie. Das Abstrakteste, das Geld, ist das wirkliche, gegenständliche Ziel, und das konkrete Überleben hat nichts mit Wirtschaften zu tun, sondern geschieht jenseits der gesellschaftlichen Ökonomie. Die Maschine ist das eigentlich Produktive, ist der eigentliche Lebensprozess. Das Lebendige hingegen ist scheinbar toter Rohstoff. Die Natur ist tot, es lebe die Natur der Maschine!

6. Die Entwertung des Lebens durch das Geld

Warum aber, so lautet die immer bohrende Frage für Frauen, muss das von Natur aus Lebendige deshalb geringgeschätzt werden? Warum die Hierarchisierung, warum diese Missachtung des Weiblichen, die Verachtung der Frau, und vor allem: warum die Gewalt gegen Frauen aufgrund ihres Geschlechts? Weil die Herrschaft des künstlich Produzierten, weil die *kapitalistische Geld- und Warenökonomie* nur unter Verleugnung, in gewaltsamer Abgrenzung und mittels Totschweigen der natürlichen Produktivität funktionieren kann. Die Geldökonomie muss das Wissen um eine andere Ökonomie aus dem Gedächtnis tilgen. Der Kapitalismus kann nur funktionieren, wenn das künstlich Produzierte Grundlage und Zentrum ist; in offener Konkurrenz zur natürlichen Lebendigkeit könnte er nicht bestehen. Deshalb gibt es keine Gleichberechtigung zwischen den beiden Bereichen und auch keine Duldung. Unter diesem Gesichtspunkt wird auch einsichtig, dass das Lebendige keinen Geldwert hat und dass die Arbeit für das Überleben unbezahlt ist, ja sogar, dass die Frauen aufgrund ihres Geschlechts, das heisst aufgrund ihrer Gebärfähigkeit, entwertet werden müssen und die Arbeit von Frauen gegen Geld entsprechend gering bezahlt wird.

Hier darf es *keinen gemeinsamen Massstab* geben, denn das künstlich Produzierte steht in Wirklichkeit auf verlorenem Posten im Vergleich zum von Natur aus Lebendigen. Im Vergleich würde seine Wertlosigkeit offenbar werden. In unserer Epoche al-

lerdings beginnt das Konkurrenzverhältnis sich zu verkehren. In den überindustrialisierten Ländern kann sich kaum noch jemand vorstellen, dass es möglich sei, ohne industrielle Produktion und ohne Warenökonomie aus eigenen Kräften im Austausch mit der Natur zu überleben. In den Dritte-Welt-Ländern, in denen diese Vorstellung sehr wohl noch möglich ist, wird sie durch eine gezielte Politik von seiten der Regierungen der überindustrialisierten Länder in den Entwicklungsdekaden seit 1960 durch Weltbankkredite, Weizenspenden und die Hungerhilfe sukzessive zerstört. In dem Masse, in dem die umgebende Natur zerstört, alle Dinge in Waren und alle Beziehungen in Sächliches verwandelt worden sind, und vor allem, in dem Frauen sich gegen die «Natur der Frau» abgrenzen, gibt es für die Herrschaft des künstlich Produzierten eine immer geringere Konkurrenzgefahr.

Die Geld- und Warenökonomie ist vielmehr dabei, nach dem indirekten Zugriff durch die Verwandlung der Überlebensarbeit in «Arbeit aus Liebe», nun den direkten Zugriff auf die – wenn auch untergeordneten, so dennoch – verbliebenen subsistenzproduzierenden Bereiche zu tun. Bei uns ist inzwischen praktisch *alles käuflich*, selbst für die menschlichen Beziehungen gibt es bezahlte Expertinnen und Experten (Therapie), und die Subsistenzarbeit wird zum gehetzten Zwang in den Lücken und unter dem Diktat der Warenproduktion.

Dieser Prozess vollzieht sich nicht im Gegensatz, sondern unter aktivem Zutun von Frauen. In der unglücklichen, unterjochten, verachteten Position scheint die Erinnerung an eine Subsistenzorientierung als mögliche Perspektive ausradiert worden zu sein. Der vorgebliche Ausweg scheint die völlige Integration in die Welt des künstlich Produzierten. Das Mittel ist das *Geld*, ganz neutral, geradezu unschuldig, da notwendig, ein historischer Sachzwang vorgeblich.

Das Geld an sich freilich ist nicht das Problem, sondern es sind die Verhältnisse, die mit diesem kapitalistischen System einhergehen. Das Geldverhältnis der Moderne beeindruckt durch die Dominanz, die dem Geld in der Wertskala zukommt. Dieser Wert ist umfassend, übergreifend und prä-

gend. Nicht unterschiedliche Dinge und Beziehungen haben einen Geldausdruck, sondern das Geld hat sächliche und soziale Ausformungen. Dies ist eine notwendige Voraussetzung, damit die kapitalistische Geldökonomie überhaupt funktionieren kann. Wenn das Geld nur Tauschmittel, d.h. Mittel zur Aufrechterhaltung bestimmter sozialer Beziehungen, wäre, dann hätte die Ökonomie des «Geld heckenden Geldes», die Wachstumsökonomie, in der das Geld wächst, keine Basis.

Das moderne Geld aber ist an die Maschine gebunden, an die künstliche Produktion par excellence, denn nur da kann es wachsen, nur da kann es als allgemein objektiver Massstab von etwas, das aufgrund seiner Künstlichkeit überhaupt nur messbar ist, funktionieren. Organisch Gewachsenes hingegen hat seine jeweils eigenen Bedingungen. Geld ist die Folge und der Motor des Experiments, in dem Natürliches zerstückelt und künstlich neu zusammengesetzt wird.

Es korrespondiert mit einer Produktion, in der nicht das zum Überleben Notwendige beschafft wird, sondern im mechanisch repetitiven Prozess das Mehr und Immer-Mehr. Damit ist es Ursache und Ausdruck der *Normierung*, des Klonens: Eine Tomate gleicht der anderen, ein Ferkel dem anderen, damit viele Tiere computergesteuert in der gleichen Zeit mit dem gleichen Futter (mit den gleichen Wachstumshormonen) zu der gleichen Grösse herangemästet werden können und gleich viel Geld bringen; und ein Kind von sechs Monaten muss zwischen 70 und 75 Zentimeter messen und zwischen 10 und 12 Kilogramm wiegen, sonst ist es nicht normal.

Zum modernen Geldverhältnis gehört, dass Geld, obwohl man es nicht säen, trinken, atmen oder essen kann, dennoch das eigentlich Materielle ist. Nicht die wirkliche Materie – der Boden, das Wasser, die Luft, die Lebensmittel – ist die Existenzgrundlage, sondern das Geld.

Mit der Bindung an das Geld aber ist auch die Frau an das künstlich Produzierte, an die Maschine gebunden. Die «Natur der Frau» stirbt langsam ab, es herrscht eine neue Natur, die unabwendbar, eben natürlich erscheint: die *Natur der Maschine*. Schlimmer noch, die «alte Natur» kann sich

gar nicht mehr in Konkurrenz zur «neuen Natur» stellen. Der Monopolstellung entsprechend integriert die Maschine inzwischen die «Natur der Frau». In der Gen- und Reproduktionstechnologie wird dieser Schritt abschliessend vollzogen: verkaufte, gemietete Organe, geliehene Mütter, tiefgefrorene Embryonen. Alles kann gekauft werden, sogar das Leben – scheinbar. Das ist das Ziel der Ideologie des schrankenlosen Konsums.

Schluss

Wir brauchen einen anderen, *einen Frauenzentrierten Ökonomiebegriff*. Nicht Transzendenz, sondern Immanenz ist sein Prinzip: das Hier und Heute, unser Körper und seine Endlichkeit, die wirkliche Materie, nämlich diese endliche Welt, Orientierung am Leben, dem einen, das wir haben. Das ist Immanenz. Damit einher geht ein anderer Begriff von Reichtum, von Überlebenssicherheit. Nicht das Mehr und Immer-Mehr, das nur auf der Grundlage von Herrschaft, von Zerstörung und Zerstückelung entsteht, sondern die Verbindung und Gegenseitigkeit sind damit assoziiert: die Gegenseitigkeit von Menschen und von Mensch und Natur.

Dieses Denken ist uns schon so weit abhanden gekommen, dass es uns schwerfällt, Reales damit zu verbinden. Ich will ein *Beispiel aus Südamerika* nennen.

In den Anden herrschte in vorkolonialer Zeit und bis weit in die Kolonialzeit hinein eine ganz andere als die Maximierungsökonomie, und sie vermochte, im Gegensatz zu dieser, die Überlebenssicherheit zu garantieren. Die Anden, zumal die Hochanden sind eine geographisch schwierige, scheinbar menschenfeindliche Gegend. Die Abhänge sind extrem steil, für den Anbau auch aufgrund der extremen Wetterbedingungen kaum geeignet. Dennoch lebten hier Menschen nicht nur gut, sondern erwirtschafteten Überschüsse für Kunst, Religion und insgesamt eine reiche materielle Kultur. Angebaut wurde in Terrassen nach dem System der vertikalen Ökonomie. Es bestand darin, dass die einzelnen Haushalte über kleinste Stücke Land in unterschiedlichen Höhenlagen verfügten. Eventuelle Fröste und andere Witterungsschäden tra-

fen so nie die gesamte Ernte. Verbunden war diese Anordnung mit rituellen, verwandtschaftlich organisierten Austauschbeziehungen zwischen unterschiedlichen Gruppen und Ethnien, die in den verschiedenen grösseren Klimazonen siedelten.

Dieses System wurde durch Plünderung, Landraub und Zwangsarbeit zum Zwecke der Akkumulation zerstört. Lehrreich ist ein Ereignis der neuesten Zeit: Im Rahmen eines Entwicklungsprojektes wurde an einheimische Bauern einer Zone sogar reichlich Land verteilt, aber eben nur quantitativ viel, ohne die ökologischen und sozialen Rücksichten dieses Lebensraumes zu beachten. Anstelle der Überlebenssicherheit durch den eingepassten Austausch zwischen Mensch und Natur und zwischen Menschen soll jetzt der Reichtum der Moderne Einzug halten. Ein riesiger Staudamm mit entsprechendem Bewässerungssystem wird gebaut, die Bauern erhalten Kredite für den Anbau von Exportprodukten, Witterungsschäden werden durch Versicherungen «aufgefangen», und Düngemittel zusammen mit dem üblichen Technologiepaket sollen Riesenerträge garantieren. Die Folgen sind absehbar: Ökologische Zerstörung, Auflösung der einheimischen Gemeinschaft, Trennung der Menschen voneinander und von der sie umgebenden Natur, qualitativ schlechte Ernährung, Weltmarktabhängigkeit, Armut der Mehrheit. Dennoch wird hier, wie bei uns auch, weitergemacht. Offensichtlich glaubt man daran: *Es wird Geld regnen*.

1 Maria Mies, Die Befreiung vom Konsum. Wege zu einer ökologischen und feministischen Gesellschaft, Bonn 1988. Bezug: Die Verbraucher-Initiative e.V., Breite Strasse 51, D-5300 Bonn 1.

2 David W. Eakins, Kapitalistische Planung und Nachkriegsexpansion der USA, in: David Horowitz (Hg.), Big Business und Kalter Krieg, Frankfurt a.M. 1971, S. 153, 154.

3 In: Einspruch, Heft 11/1988.

4 Simone de Beauvoir, Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbek bei Hamburg 1968, S. 78.

5 A.a.O., S. 83.

6 A.a.O., S. 80.

7 Ebd. – «Transzendenz» meint bei Beauvoir also nicht das Absolute der christlichen Überlieferung, sondern, wie im Zitat ausgeführt, das (innerweltliche) «Überschreiten in der Richtung auf die Welt». (Anm. d. Red.)

8 A.a.O., S. 81.

9 Ebd.